

(Nachdruck verboten.)

12]

Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

Der Schuster fuhr herum.

„Ach, der Herr Adjutant! . . . Hast Du gegen ihn etwas einzuwenden? . . . Häh?“

„Jäh? . . . Keine Spur! . . . Ich geh' ihm höchstens aus dem Weg, weil er mir zuviel nach Fleischerladen riecht . . . Aber gegen die ganze Sorte hab ich was! Die sind schuld, daß wir die Grostköp' nicht vom Stadthaus wegbringen. Entweder bleiben sie bei der Gemeindevahl ganz und gar zu Hause, oder sie stimmen für die Volksverderber. . . .“

„Das sagt wohl Euer Kommandant, der Bregelbäd?“

„Der sagt es auch!“

„Sagt es auch! . . . Jetzt kannst d' hören, was ich über ihn sag . . . Sein Vater ist von draußen herkommen und hat eine Egrische g'heiratet. Von wo er abstammt, weiß kein Mensch . . . Und Dein Herrgott? . . . Schulden hat er! Kaum die Biegel g'hören ihm mehr auf seinem Haus! Und wenn er sein Geschäft verstünd', würd' er net mit Bregeln hausieren lassen . . . Hast mich verstanden?“

„Es redet halt jeder, wie er es versteht . . .“

„So! . . . Ich bedank mich! . . . Also ein Dummbut ist der Funken-Schuster?! Warum sagst d' denn net gleich Aff? . . . Traust Dich epper net?“

Der Schuster hob die Faust.

„Ich werd' Euch sagen, was Ihr seid! . . . Unter der ganzen „Bande“ ist nicht ein tüchtiger Kerl! . . . In den Wirtshäusern rumschimpfen und gegen die Geistlichen heßen, das trifft ihr . . . wie wenn jeder drauf g'studiert hätt'. Aber sonst? . . . Schau Dir nur einmal Deine Brüderin an! Es sitzen ja ein paar da, ganz in Deiner Näh' . . . Da hast den versoffenen Zinngießer . . .“

„Funkt, laß mich in Ruh!“ knurrte der Lange. Seine Finger umkrallten den Pleßchel.

„Ach was! . . . Außer muß's! . . . Der geht in den Schänken rum, raust und schlägt die Zinnkrüg' zusammen, damit er wieder was zu thun hat . . .“

Der Zinngießer stand auf den Füßen und holte aus. Im nächsten Augenblick mußte das schwere Geschirr auf den runden Kopf des Schusters niedertöschern.

's Waberl schrie auf.

Aber zum Schlag kam es nicht. Der Wirt stand mit einem Schritt hinter dem Wütenden und drehte ihm mit einem Griff die Halbe aus der Hand. Er sah ihn an und dann nach der Thür.

„Es ist das zweite Mal, daß d' mit einem Pleßchel zuschlagen willst . . . Geh! . . . In acht Tagen kannst Dich wieder einmal anschauen lassen . . . Früher kriegst nichts eing'schänkt! . . .“

Der Lange sperrte sich.

„Wie Du willst . . . Gottlieb! . . .“

Aus dem Zapfraum kam in Sprüngen der stämmige Oberpfälzer und stellte sich neben seinen Herrn.

„Meinst d' wirklich, ich werd' von Dir noch Geld nehmen, wenn ich Dich hinaus-schmeiß' . . . Geh', sag' ich!“

Unter eisigem Schweigen der Gäste verzog sich der Lange. Keiner wagte für ihn Partei zu nehmen, da der Wirt gegen ihn war. Nur der „Adjutant“ zahlte und folgte ihm, um ihn zu trösten und der Partei nicht verloren gehen zu lassen. Es war eine Stimme.

Jetzt kam der Schuster dran.

Der Wirt machte ein ganz ernstes Gesicht, aber seine Stimme klang nicht rauh.

„Du weißt, ich mag Dich . . . Das Schimpfen steht Dir schön und ist Deine Natur . . . Aber all'viel . . .“

„Hast recht, Christof! . . . Hast recht! . . . Es ist ja auch gleich zehne. Die Meine ist ein recht bissiges Ding, aber um zehn g'hört jeder recht-schaffene Bürger ins Bett. Morgen früh ist die Nacht um! . . . Ich werd' gleich zahlen . . . Bier Halbe . . . macht sechsunddreißig Kreuzer . . . Da ist's Geld! . . .“

Er trank aus, nahm seine Mütze, die vor ihm auf dem Tisch lag, und erhob sich.

„Gute Nacht, meine Herren, alle miteinander! . . .“

Kaum einer verjagte ihm den Bescheid. Der Funken-Schuster galt allgemein als der größte „Schimpfteufel“ der Stadt, aber Feinde hatte er fogut wie keine. Den Beamten machte seine Maulfertigkeit Spaß, den Einheimischen erschien er als echtes Stadtkind. Was keiner sich zu sagen getraute, der Schuster hing es an die große Glocke. Die Häupter der herrschenden Partei beobachteten ihn sehr genau. Wenn sie unter sich waren, nannten sie ihn nur das „Ventil“, aus dessen „Lönen“ man sehr wohl die Stimmung der Bürgerschaft, besonders diejenige der kleinen Gewerbsleute heraus-hören konnte. —

Die Gäste kamen und gingen. Mit immer gleicher Freundlichkeit und Behendigkeit brachte ihnen 's Waberl die Krüge, rückte hier einen Bierfilz, dort einen Stuhl zurecht, trocknete eine „Biersuttel“ auf und gab zugleich Antwort auf eine Frage, die vom andren Tisch kam. In den vierzehn Tagen, seit sie hier war, hatte sich der in der Schänke herrschende Ton mählich verfeinert. Keiner gestattete sich ihr gegenüber ein grobes Wort. Mancher that sich Zwang an, aber einer überwachte den andern. Auch das Schlagen mit den Fäusten auf die Tischplatte hatte nachgelassen.

Sie selbst kannte bald die Eigenheiten der Gäste. Der wollte lieber einen „Leich“ haben, einem andern schmeckte es nur aus einer „hohen“ Halben, aus der er in ein Gläschen schänkte, das kaum größer war als ein Finkennapf. Es gab „Maß“-Liebhaber und auch schon neumodische Quälgeister, die nur aus einem halben Liter tranken. Der eine wollte viel Schaum, ein andrer brumnte, wenn auf dem Bier mehr als ein „Bussel“ schwamm.

Und 's Waberl sprang zu, sobald ein aufgestellter Deckel anzeigte, daß der Krug leer und eine frische Füllung erwünscht war. Das hieß es aufpassen! Ein Klappern mit dem Deckel gab es hier nicht. Wer es that, wurde einmal verwahrt, beim zweitemal unbarmherzig an die Luft gesetzt.

Mit dem Glodenschlag elf, den man durch die offenen Fenster vom Rathaussturm deutlich hereinhörte, erhoben sich die meisten der Gäste. Auch 's Waberl konnte sich zurück-ziehen; der Wirt übernahm wieder selbst die Bedienung.

Im vorderen Teil der Schänke saß nur da und dort noch ein Gast. Das waren die „Stillen“; Leute, die Sorgen und Kummer drückten, und die spät ausgingen, um ungestört ihren Abendtrunk thun zu können. Sie starrten vor sich hin und saßen unbeweglich. Man hörte eine Gasflamme surren, so still war es geworden.

Der alte Schneider war an die Wand gesunken und druckte, der Lehrer Kroh an den Beamtentisch ausgewandert. An diesem nahm jetzt auch der Wirt Platz. Allsogleich fragte der Landgerichtsrat Wroblensky, ein hoher Fünfziger mit gepflegtem, weißen Vollbart und eigentümlich klaren Augen:

„Sagen Sie mir einmal, Herr Sturm, woher haben Sie die Gewalt über diese Leute?“

„Sie meinen den Zinngießer?“

Der Rat nickte und kraute lieblosend in seinem Barte.

„Der lange Vadel hätte Sie doch . . .“

„Da war keine Gefahr . . . Der ist fertig: Er trinkt Schnaps.“

„Und der Schuster?“

„Ich lasse bei ihm arbeiten . . . und die ganze Verwandtschaft. Er ist sehr geschickt. Sonst würde er wohl mit den Kurzgästen kein Geschäft machen können . . . Sm! . . . Und was das erste anberuht, was der Herr Rat gefragt haben . . . Ich kenne sie alle . . . sehr genau . . . Am Bier-tisch erfährt man in Eger alles.“

„Aber das erfahren doch auch die andern Wirte?“

„Nicht so ganz. Zu mir kommen alle; Hoch und Nieder . . . Dann, lasse ich mir von ihnen nichts gefallen, weil ich's nicht nötig habe. Zum Leben reicht's schon lang' . . . Drittens, brau' ich mir mein Bier selber. Und mach' die Schänke auf und zu, wann ich will . . . Daß ich sie selbst bediene, einer, der im Gemeinderat sitzt, schmeichelt ihnen . . . Und dann haben sie Respekt, weil ich Beamter war. . . .“

„Sie waren Beamter?“ fragte erstaunt ein schon ältlicher Supplent vom Gymnasium. Mit seinem aufgedunsenen Ge-

Die kränklichen Kinder. *)

Von Ottokar Lann-Bergler.

Es war nämlich schon ein wenig übertrieben, was man von der Rosel, der drohigen „Kleinsten“, im Familienkreise forderte. Nach der Meinung ihrer geschätzten Eltern kam sie aus der Pathologie überhaupt nicht heraus. Ihr Zustand war fortwährend, wenn schon nicht gefährlich, so doch besorgniserregend. Sah sie blaß aus, so war sie blutleer, und sah sie, nachdem sie mit der Köchin Mariana „Bettremmen“ gespielt, rot aus, so wurde das als ein besorgniserregendes Symptom von Vollblütigkeit betrachtet. Natürlicherweise als ein besorgniserregendes.

Ich bitte Sie, wenn sich schon in so zartem Alter die Entartungserscheinungen melden, die man nur bei eisgrauen Alkoholikern als etwas Selbstverständliches resigniert hinnimmt!

Und eine Gewohnheitstrinkerin war die Rosel entschieden nicht; ein einziges Mal in ihrem Leben hatte sie einen ausgesprochenen Schwips mit leisem Delirium tremens acquiriert, als ihr Papa es für unerlässlich hielt, ihr einen Viertelliter Madeira zu verordnen und einzusüßeln. Der unselige Mann hatte nämlich Cholera asiatica konstatiert. Er wurde allerdings durch die Ereignisse dementiert, aber schließlich darf man einen derartigen Irrtum einem Engrossisten für Schneiderzugehör nicht allzu heftig zum Vorwurf machen.

Er hat, was in seinen Kräften stand, um seinen Vaterpflichten ihrem vollen Umfange nach gerecht zu werden und schaffte sich der „Kleinsten“ wegen eine förmliche medizinische Bibliothek an, um sich von den Ärzten, die aus schlecht angebrachter Schamung stets Kollagen zur Hand haben, möglichst unabhängig zu machen. Es gab kein Leiden, über das er sich aus seiner Bibliothek nicht sofort hätte informieren können. Sein Buchhändler hatte Auftrag, sobald ein Medizmann eine neue Krankheit erfand, ihn stets auf dem Laufenden zu erhalten.

Ein schwächlicher Denker wird nun meinen, daß die Rosel bei so unablässiger Beobachtung ihres körperlichen Befindens zu den gesündesten Kindern zählen müsse. Das ist natürlich nur ein bedauerlicher Trugschluß, der außerdem Mangel an Erfahrung beweist.

Je gewissenhafter und sorglicher die ärztliche Beaufsichtigung, desto häufiger Erkrankungen.

Die Familien, die sich den Hausarzt im Abonnement halten, werden die meisten Patienten verzeichnen. Man möge dies als keine ärztesfeindliche Konstatierung hinnehmen. Im Gegenteil. Aber es steht außer Zweifel, daß eine Unzahl von Menschen, welche sich grundrätiglich weigern, für Rezepte Geld anzugeben, im Laufe des Daseins eine unübersehbare Anzahl leichter, schwerer, sowie absolut tödlicher Krankheiten überstehen, ohne die geringste Ahnung davon zu besitzen.

Das ist ein Verhalten, eines denkenden Menschen gewiß nicht würdig. Und sind die Kinder noch nicht zum vollen Gebrauche ihrer Vernunft gelangt, so erscheinen eben die Eltern als deren natürliche Prokuristen.

Solche Mustereltern besaß nun, wie schon erwähnt, die beneidenswerte Rosel. Sobald sie dreimal hintereinander nieße, verging ihnen der Appetit für drei Mahlzeiten. Es war zwar noch immer gut ausgegangen, aber man kann nicht wissen. Auf blinde Zufälligkeiten darf man nicht bauen, wenn man auch ein wahres Phänomen an Widerstands- und Regenerationskraft, wie die Rosel, zum Kinde hat. Vor wenigen Monaten war dieses arme Mädel von dem schrecklichen Jungentumors befallen worden, der doch seine Opfer gewöhnlich unter Männern sucht, die ein Menschenalter hindurch Virginia-Cigarren geraucht haben. Der „Symptomenkomplex“ stimmte bis aufs J-Äpfelchen. Daran ließ sich nichts abhandeln, wenn auch der Doktor in seiner berufsmäßigen Schönfärberei die schüchternen Vermutung wagte, die Rosel lömte ja, als sie das Glas mit der Marillenmarmelade vom Kasten stibigen wollte, und dabei auf die Nase gefallen sei, sich gebissen haben. Derlei faule Ausreden kennt man schon. Aber infolge ihres wundersamen Heiltriebes genas sie doch nach ein paar Tagen, was um so miraculöser genannt werden muß, als der Jungentumors mit der orientalischen Beulenpest kompliziert erschien, welche dieser Doktor auch mit den Ereignissen bei dem projektierten Marmeladendiebstahl hatte in ursächlichen Zusammenhang bringen wollen.

Eines Tages klagte die Rosel über Kopfschmerzen. Ihr rundes Vollmondgesichtchen war gerötet. Die Augen erglänzten in dem unheimlichen Feuer des Fiebers. Und was am depressivsten wirkte: sie strampelte nicht und schrie nicht, als man ihr die neue Hängelampe nicht gab, die sie zum Spielen verlangt hatte. Unter normalen Geinndheitsverhältnissen hätte sich kein Mensch einer solchen Unbotmäßigkeit erdreistet.

Der Fall stand demnach schlimm, sehr schlimm. Der herbeigeholte Arzt bewahrte am Krankenbettchen der Rosel seine Gelassenheit, die für die Eltern schon so oft den Gegenstand tiefwühlender Empörung gebildet hatte. Natürlich, es war ja nicht sein Kind. Jedoch ein wenig Mitgefühl mit fremden Leiden ist man zu fordern berechtigt, wenn man bar dafür zahlt.

In banger Erwartung verharren der Papa, die Mama und auch die Mariana.

*) Mit Erlaubnis des Verlegers (Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig) entnommen dem Buche „Se. Majestät, das Kind“. —

sicht und dem abgetragenen gelblichen Sommergewand machte er den Eindruck eines Geschickerten, der beim Gericht oder bei einem Advokaten als Schreiber untergekommen. Seine Schüler, über die er jede Nacht verloren hatte, nannten ihn nur den „Kanarie“.

Lehrer Kroh riß mit Anstrengung die Augen auf.

„Der Christof? . . . Selbstverständlich! Natürlich! Revisor war er! . . .“

Er trank und sank in seinen Stuhl zurück. Er sah schon wieder den „Bierkäfer“, der ihn seit einiger Zeit plagte, und mit dem man ihn neckte, hänselte und frozette, wo er sich blicken ließ.

„Und da sind Sie Viertwirt geworden?“

Sturm spürte des Verstecktes in der Frage des Supplenten, sagte aber lächelnd zu Broblensky gewandt:

„Es ist allbekannt, der Herr Rat wissen es ja auch, daß der Egerländer sich nicht gerade zum Beamten eignet. Er lernt das Duden schwer, noch schwerer als das Czechische. Einmal kommt immer der Zeitpunkt, wo ihm die Gall' überläuft . . . Ich hab' studiert, weil's der Vater gewollt hat. Als er tot war, bin ich wieder mein freier Herr geworden . . . Meine Pension“ — er sah dem Supplenten fest in die verschwommenen Augen — „beziehe ich übrigens, wenn ich sie auch nicht brauche . . .“

„Glücklicher Mann!“

Zwei, drei Seufzer wurden laut, und weiter hinten, an der Glasthüre, die zum Zapfraum führte, ein zorniges, aber gleich wieder halbverschlucktes: „Verdammt und zugebunden!“

Ablenkend fragte Broblensky:

„Und wann werden Sie sich dieses Jahr ihre zwei Monate Ferien nehmen? . . . Meine Herren, er sperrt dann ganz und gar zu, und wir sitzen auf dem Trocknen! . . .“

Der Wirt überlegte.

„Ende nächster Woche werden die Kandidaten zur Gemeindevahl aufgestellt sein. . . . Und dann . . . Na, Ihnen sag' ich's schon am letzten Abend, ehe ich abschieb'. Die andern finden eines Morgens die Thür zu und warten und zählen die Tage. Um so größer ist dann die Freude, wenn sie sie wieder offen finden . . .“

„Gehen Sie wieder nach Italien?“

Der Wirt zuckte die Achseln. Es war augenscheinlich, er wollte nichts sagen.

„Also . . . und, was halten Sie von der Wahl? . . . Wird's ein Umsturz? . . .“

„Glaube nicht. Kann aber auch nicht wetten . . .“

Früher ging's nur um Gemeindeangelegenheiten: Wer die Beche bezahlen sollte und wer sich Pfeifen schneiden durfte. Damals, der Tischler hatte ja seine Leute nicht schlecht eineregert. Aber es hatte keinen Bestand . . . In den letzten Jahren haben die auf dem Stadthaus etwas nachgegeben. Das mit dem Wald, der Sparkasse, war ein ganz feiner Zug . . . Zu fürchten haben sie eigentlich nur den Brezelbäck. Wenn der die Stimmen von den vielen Gärtnern und die Vollmachten von den einzeln stehenden Frauen bekäme . . . Aber er hält zu den Deutschnationalen. Und die mögen wieder die Handwerker nicht . . . Sie haben ja heute den Junken-Schuster gehört. Die wollen keine Politik. Was geht das uns Egrische an, was in Wien und im Waldviertel g'schieht? Wir sind Bürger einer alten, ehemals freien Reichsstadt und thuen, was uns paßt. Für's G'werb', für den kleinen Mann muß g'sorgt werden! . . . Bei den Erz-Katholischen, den Ganz-Schwarzen hat der Bäck auch keinen Stein im Brett. . . . Also, so gar arg wird's nicht werden. Die Brauer werden alle wiedergewählt, in jedem Wahlkörper, um die ist gar nicht herumzukommen, sie haben zubielen Einfluß. Der erste Wahlkörper ist den „Großköpfen“ tofsicher; alle Advokaten gehen mit ihnen. Im zweiten Wahlkörper werden die Deutschnationalen eine Anzahl Stimmen aufbringen . . . Beamte und Lehrer . . .“

„Ich stimme nicht für sie! . . .“

„Weiß ich, Kroh, weiß ich! . . . Aber andre werden es thun . . . Im dritten Wahlkörper kommt es zur Hauptschlacht. Aber der Sieg ist auch da nicht zu gewinnen. Und wenn sie alle zwölf Mandate erobern, stehen sie eins zu zwei . . . Uebrigens die Soci wollen sich ja diesmal auch an der Wahl beteiligen! . . .“

„Was, solches Gefindel giebt's hier auch?“

(Fortsetzung folgt.)

„Belge mir einmal die Zunge, Rosel,“ sagte der Arzt.
 „Der Engel ist so wohlgezogen,“ erklärte die Mama, indem sie sich mit dem Taschentuch über die feuchten Augen wischte, „dazu wird sie nie und nimmer zu bewegen sein. Bevor Sie Gewalt anwenden, Herr Doktor, will ich mich aber entfernen. Ich kann es nicht mitanschauen.“

„Sie sehen, Ihre Besorgnis ist unbegründet, gnädige Frau.“
 Die Rosel streckte nämlich schon das Zünglein aus dem Munde, und zwar bedeutend weiter, als man es von einem ungeübten, garten Kinde billigerweise zu erwarten berechtigt ist. Sie that sogar noch ein übriges, sie drehte dem Doktor eine lange Nase.

„So klug ist sie,“ bemerkte die Mama ergriffen lächelnd, „weit über ihr Alter hinaus!“

„Wann zeigte sich das Unwohlsein?“ erkundigte sich der Arzt.
 „Vor kaum einer halben Stunde,“ ergriff der Papa das Wort, „und ganz plötzlich; das macht uns eben so außerordentlich besorgt. Ich will natürlich Ihrer Diagnose nicht vorgreifen, Herr Doktor, aber ich besürchte, es sind die echten Blattern und Typhus zu erwarten. Was denken Sie?“

„Man muß nicht sofort das Kergste annehmen. Besteht der Widerwillen gegen Speisen schon längere Zeit?“

„Nicht, daß ich wüßte.“
 „Hatte den Wadel noch nach Mittagmahl Speckschwartzel, Stidel von wachsenden Christkindl aus Burjahr und Häfel voll warmen Gansschmalz mit Gusto g'essen“, lautete die Auskunft der Marianka. „Hm!“

Dieser ärztliche Naturant hat immer etwas Beklemmendes. Meistens bedeutet er, daß die Sachlage noch der völligen Klarheit entbehrt. Der Doktor traf einige diätetische Anordnungen und wollte sich würdevoll entfernen, wie er gekommen.

Die Eltern eilten ihm erschrocken nach, als ihnen seine strafwürdige Bergecklichkeit und Unterlassungssünde klar geworden.

„Das Rezept, Herr Doktor!“ rief die Mama.
 „Mindestens zwei Rezepte!“ rief der Papa.
 So verschrieb er denn zwei Heilmittel; eines zum Trinken, das zweite zum Schmieren der Fußsohlen.
 „Für die Fußsohlen!“ riefen die Eltern, wie aus einem Munde.

„Das muß etwas Ungeheuerliches sein.“
 „Ich werde sofort nachschlagen.“

Und der Papa schlug sofort nach. Das war keine so einfache Sache mit diesem vertrackten „Symptomenkomplex“. Schließlich konstatierte er, die Rosel sei „nabezu gewiß“ von einem Leiden befallen, das bisher nur bei den Ureinwohnern Sumatras zur Beobachtung gelangte.

Die Schmiere war der kleinen Patientin egal, aber die innerliche Kur betrieb sie mit einer gewissen Leidenschaft. Es schmedte wie Himbeerwasser, und da der Doktor gegen reichlichen Gebrauch nichts einzuwenden hatte, kneipte sie gleich direkt aus dem Fläschchen. Auch den Hansel, den älteren Bruder, ließ sie kosten. Es schmedte ihm nicht minder, und er beschloß, daraus keine Konsequenzen zu ziehen.

Am nächsten Tage meinte der Doktor, die Rosel könnte eigentlich schon wieder das Bett verlassen.

„Aber sie hat sich so seltsam benommen,“ bemerkte der Papa bedenklich. „Das Kind war doch krank, nicht wahr, sonst hätten Sie ja nichts verschrieben?“

„Natürlich.“
 „Nun und sie hat gegessen wie zwei Jagdhunde.“

„Aber, Mann . . .“
 Es ist doch so. Das scheint mir für einen Patienten kein normaler Zustand zu sein. Vielleicht lauert da noch irgend eine Krankheit heimtückisch im Hintergrunde.“

Der Arzt meinte nun doch, statt der sanguinischen Miene eine gewissermaßen melancholisch-nachdenkliche aufsetzen zu sollen.

„War sie unruhig, hat sie geklagt?“
 „Geklagt, das ist viel zu wenig gesagt. Geschrien hat sie, zum Steinerweichen.“

„Weshalb ließen Sie mich nicht sofort holen?“
 „Es gab sich momentan, als wir ihr ein Zintenzug, das sie haben wollte, zum Spielen überließen.“

Der Doktor, dessen Herz- und Fühllosigkeit schon genügend stigmatisiert wurde, beharrte nichtsdestoweniger auf seiner ursprünglichen Anordnung.

„Du wirst aufstehen, Rosel, aber brav sein und wenigstens drei Tage lang keine Speckschwartzel essen oder vom wachsenden Christkindl abbeißten, verstehst Du?“

„Ich mag nicht aufstehen,“ entschied sie kurzweg.

„Es gewinnt den Anschein, als wäre das subjektive Wohlbefinden . . .“

„Ich danke,“ unterbrach der Doktor den Papa verbindlich und wendete sich wieder zu der kleinen Oppositionellen: „Du bist ja gesund, Rosel.“

„Ich mag nicht gesund sein. Ich brauch' noch viel von der roten Medizin da, und ein Hutschensperd muß ich auch kriegen, sonst schreie ich so lang, bis ich tot bin.“

„Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, so möchte ich die Frage aufwerfen, ob die eigenartige Natur dieser Krankheit es nicht doch erfordert, daß . . .“

„Daß ein Hutschensperd gekauft wird?“ meinte der Arzt sehr

ernst. „Ganz entschieden.“ Er hätte auch ein billigeres und mindestens ebenso sicher wirkendes Hausmittel vorschlagen können. Aber das ist nur für minderbemittelte Familien. In besseren Gansern und bei so vielfach komplizierten Erziehungsmethoden kennt man den therapeutischen Wert des spanischen Nohres nicht genügend.

Der Hansel, der eine Weile sinnend im Winkel gestanden, mengte sich in die Konversation.

„Ich bin auch krank. Mir fehlt dasselbe wie der Rosel.“
 „Eine häusliche Epidemie!“

„Na, na, nur nicht übertreiben. Also der Hansel wird ebenfalls zu Beite gebracht, und die beiden bekommen eine andre Medizin.“
 Er lächelte dem Hansel, der einwendete, daß er schon auf die „rote“ gesund werden würde, freundlich die Wangen, setzte sich an den Tisch und schrieb. „So. Ich mache darauf aufmerksam, daß die Kinder davon nehmen dürfen, so viel sie wollen.“

Die Rosel und der Hansel warfen sich einen fideles Blick des Einverständnisses zu.

Am nächsten Morgen wurde der Arzt von der ganzen Familie frostig empfangen. Die Kinder waren schon außer Bett und halgten sich wegen des neuen Hutschensperdes.

„Geholzen hat's,“ sagte der Papa, „aber wenn ich mir eine persönliche Meinung gestatten darf, so muß ich sagen, daß es doch eine etwas heroische und — und gewissermaßen nicht ganz standesgemäße Kur war.“

„Wieso, wieso?“
 „In der Apotheke erklärte man mir,“ sagte die gnädige Frau stöckend und leicht errötend, „Asa foetida, das heiße so viel wie . . .“

Sie wendete sich ab und der Herr des Hauses ergänzte:

„Wie Teufelsdröck, mit Respekt zu melden. Die Kinder haben sich, ohne eine Ahnung hiervon zu besitzen, bloß infolge ihres natürlichen Taktgefühles, geweigert, einen zweiten Löffel davon zu nehmen.“

„Sie sehen, daß der erste geholzen hat. Asa foetida ist die neueste Kinderarznei und wirkt Wunder — in allen besseren Häusern —“

Er hatte recht.

Als der Geburtstag der Rosel näher kam und die Mama sich um ihre geheimen Wünsche erkundigte, da lispelte sie ihr ins Ohr:
 „Ich möchte gern wieder krank werden. Aber der Papa muß einen andren Doktor holen, sonst freut's mich nicht!“ —

Kleines Feuilleton.

p. Der Einzug. Es war ein gar merkwürdiges Gefährt, das langsam auf der Chaussee dahergevadelt kam: auf kleinen, plumpen Rädern saß ein langer und hoher, rechteckiger Kasten, dem man es auf ziemlicher Entfernung ansah, daß kein Fachmann ihn gezimmert. Aus meist alten, schlecht gehobelten Brettern roh zusammengelahen, von dicken Querlatten und eisernen Krampen vor dem Auseinanderfallen gesichert, machte der eigenartige Wagen den Eindruck eines für die Ewigkeit berechneten Gefährtes. Seine Last war nicht gering: eine ganze, wenn auch sehr mangelhafte Wohnungseinrichtung war in und auf ihm untergebracht; ein Kleiderschrank, eine Kommode, eine Bettstelle, ein Tisch nebst Stühlen und diverse Kisten und Pakete waren mit stammenswerter Pracht verstaubt. Alle Lappen, Säde und Lächer schützten das Kerkere der polierten, noch fast neuen Gegenstände vor Beschädigung und derbe Striche hielten das Ganze zusammen.

Derb auch waren die Menschen sowie der große, zottige Hund, welche das Gefährt in Bewegung hielten. Der lange, knochige Mann — noch jung, im Anfang der Dreißig — mühte sich mit dem ächzenden Hunde vorn an der Deichselstange, während die kräftige, junge Frau mit gestrafften Armen am hinteren Ende des Wagens nachhalf. Obenauf, in einem sicher angebrachten Wäschelord, der mit Betten ausgepolstert war, krähte munter ein Einjähriges; ein kleiner Bengel von ungefähr sieben Jahren lief nebenher und vergnügte sich von Zeit zu Zeit damit, Steine in die Kastanienbäume zu werfen, welche die Straße säumten.

Vor den Daherziehenden stiegen — nur erst verschwommen — die ersten Häuser der Großstadt auf.

„Hol' au!“ rief der Mann. „Marie, nu is et halb geschafft!“

Das Gefährt stand. Die Frau kam hinter dem Wagen hervor und folgte mit dem Auge der Richtung, in welche der ausgestreckte Arm des Mannes wies: „Dat is Berlin!“

„Dat is Berlin!“ Sie wiederholte es mit einer gewissen Ehrfurcht und einem merkwürdigen Klang in der Stimme, aus dem Hoffnung und Besichtigung zugleich sprach.

„Ja!“ Er sagte es mit einem Anflug von Stolz und betrachtete seinen Wagen, an den unmaßgebigen Wänden rüttelnd: „Dat is noch so fest! Da könnt wi noch bis nach Amerika mit, wenn et sien mut.“ Er lachte. „Wat, Marie? Dat heit' fein tusammen tinnert.“

„Ich wull dat doch binah nich glöwen,“ lachte die Frau. „Zwölf Meilen mit dat Ding tau reisen!“

„Ja.“ Er klopfte dem Hunde den Rücken. „Denn wölst wi mol frühstücken, was Dektor?“

Dektor winselte. Sie transportierten den Wagen möglichst an die Seite der Straße. Im Chausseegraben, beschattet von den breiten Ästen eines Baumes, ward das Frühstück ausgepackt: Schwarzbrot mit Speck. Das Einjährige ward aus seinem Korbe befreit und

trock im Grase umher, bis die Mutter ihm die Milchflasche reichte. Hektor war ausgespannt und streckte alle Biere von sich, die Zunge hing ihm ans dem Halse.

„So müßt' uns der Herr seh'n!“ sagte plötzlich die Frau. „Ha! Der!“ In den Augen des ehemaligen Landarbeiters glomm es auf und die Muskeln des braunen, knochigen Gesichts zuckten. „Schinden und knuffen! For dat Lumpengeld! Und Tag for Tag dat Geschimpf! — Ree, Du!“ Er schüttelte drohend die Faust nach der Richtung, aus der sie gekommen waren. „Dat is vörbi!“ Er aß einige Bissen und sah den vergnügt kauernden Knaben an: „Wat, Jung?“

Der lachte; ihm war diese Reise, die nun schon drei Tage währte, ein köstlicher Spaß.

Das Kleine lag rücklings auf dem Schooße der Mutter, tutschte an seinem Gummipfropfen und strompelte mit den dicken Weichen. Der Mann warf die Reste der Mahlzeit dem Hunde vor, der sich gierig darüber her machte.

Die Frau mühte immer wieder nach den hohen Fenstern da in der Ferne sehen; je näher sie dem Ziele gekommen waren, desto mehr war die Vagartigkeit vor dem Unbestimmten gewachsen. Nun senkte sie: „Wär'n wi doch to Hus bliw'n!“

„Wat?“ Der Mann sah sie zornfunkelnd an. Dann lachte er verächtlich. „Nomm, Hektor!“ Er spannte den Hund ein, während die Frau das Kleine im Wäschekorbe unterbrachte.

Der Mann hatte den Hiehgurt schon über die Achsel geworfen, als seine Frau noch einmal zu ihm trat: „Ich mein' man bloß, Fritz; wenn De nu aber nicht find'st?“

Er richtete sich auf und dehnte die Brust: „Wenn —?“ Sein Blick streifte wie fragend die hohen Häuser da in der Ferne. „Ach wat!“ Er lachte und wies die harten, braunen Häute: „Sowat brauchen sie überall! Vorwärts, Hektor!“

Die Beine des Hundes strafften sich; der Kopf des Mannes bog sich nach unten: langsam setzte das wunderliche Gefährt sich wieder in Bewegung. —

— Ueber die astronomischen Begriffe der Kamerun-Neger befindet sich in A. Seidels „Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen“ eine Mitteilung von J. Keller, aus der wir erfahren, daß den Njubi-Negern die Venus als Morgenstern wohl bekannt ist. Sie achten auf ihren Lauf und nehmen aus ihrem Stande die Zeit ab, die noch bis zum Aufgang der Sonne fehlt. Trotz der kurzen tropischen Dämmerung machen sie, je nach dem Helligkeitsgrade, seine Unterscheidungen für die schnell wachsenden Stadien des Tagesanbruches. Den Kreislauf des Jahres zeigen ihnen gleichfalls die Gestirne an, die sie zu gewissen Gruppen oder Bildern zu vereinigen lieben. Als solche nennt der Autor den Tole a Nyou, das heißt den Tole des Elefanten, im Gegensatz zu Tole a Moto, das heißt den Tole des Menschen. Ein anderes Sternbild wird Bana ba Nyue oder Waisenkinder genannt, weil nach der Meinung der Neger der große Stern darin dem Hausvater gleicht, der die Frau verloren hat, und dessen Kinder nun verlassen und klagend vor ihm stehen. Dies sind die „Sommerzeichen“. Sie befinden sich sämtlich auf der Ostseite des Himmels. Dazu macht indes Keller die Mitteilung, daß der küstennahe Kameruner eigentlich nur zwei Himmelsgegenden annimmt. Alles, was landeinwärts liegt ist für ihn Osten, und alles, was sich zum Meere hin erstreckt, nennt er Westen. Natürlich haben sich die Njubi auch über den Mond ihre Gedanken gemacht. In „alter Zeit“, d. h. als noch animistische Vorstellungen das Volk beherrschten, hielt man ihn für ein schaf- oder ziegenähnliches Tier, das nachts zur Erde herabstieg. Ihr Glaube war zugleich voll von Auklängen an den Totemgedanken, an die abergläubische Verehrung sinnlich wahrnehmbarer Dinge. Dies geht z. B. aus folgender Geschichte hervor: Wenn eine Frau zur Zeit des Vollmondes empfing und nachher ein Kind erhielt, sei es ein Knabe oder ein Mädchen, so pflegte sie diesem, wenn es heranwuchs, den Mond zu zeigen und ihm zu sagen: „Dies ist Dein Großvater.“ Wenn ein solches Kind aber mit ausgestrecktem Finger auf den Mond wies, so verbot es ihm die Mutter, indem sie sprach: „Strecke Deinen Finger nicht gegen den Mond, damit derselbe den Finger nicht abschneide; denn er ist Dein Großvater, deshalb gieb ihm auch seine gebührende Ehre.“ Ueber die sogenannte Mondfigur geht eine Geschichte um, die sehr lebhaft an die allbekannte Erzählung vom Manne im Monde erinnert, wie bei den meisten Völkern. —

Volkstümde.

— Ein Mädchenmarkt. Die „Adriatische Zeitung“ schreibt: In der Gemeinde Bodony im Varanher Komitat Ungarns pflegt alljährlich am ersten Sonntag nach dem 14. September ein „Mädchenmarkt“ gehalten zu werden, auf dem sich die Burschen der Umgebung ihre Ehegefährtinnen aussuchen. Schon in den frühen Morgenstunden kommen die jungen Leute in Begleitung ihrer Angehörigen herangezogen; die Mädchen in ihren kurzen Leinwandröcken oder im Seidengewand, mit der unaussprechlichen Silberkette um den Hals, alle stark geschminkt, die Burschen im kurzen, schwarzen Rod, eng anliegenden Hosen und Spiegelglatt gewachsenen faltigen Stiefeln, mit einem Rohrstab in der Hand. Jedes Dorf bildet eine besondere Gruppe. In der Hauptstraße des Dorfes und zu beiden Seiten sind Lebtuchenzelte und dergleichen aufgestellt, zwischen denen die Mädchen Arm in Arm auf- und abgehen, während sich die Burschen mit ihren Mittern oder Patinnen an der Seite aufstellen.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Reid in Berlin.

Von Zeit zu Zeit bleiben die Mädchen vor dem einen oder dem andren Lebtuchenzelt stehen, als ob sie etwas kaufen wollten, thatsächlich aber nur, um den Burschen Gelegenheit zu bieten, sich ihnen zu nähern. Hat die eine vor einem Burschen Gefallen gefunden, so tritt er zu ihr hin, und nun beginnt das erste Gespräch. Der Bursche sagt dem Mädchen, wenn es den Preis des Lebtuchens entrichten will: „Laf' sein, liebes Kind, ich werde bezahlen. Wo wohnst Du, mein Nöschen?“ — „In Dzd. Und Sie?“ — „In Vaska.“ — „Gott erhalte Sie!“ — „Auch Dich daneben.“ Der Bursche druzt das Mädchen, dieses aber redet den jungen Mann mit „Sie“ an. Der Bursche kauft dann dem Mädchen ein Glas süßen Feilchleifasts und während das Mädchen ihn langsam ausschürft, redet er sie wohl mit den Worten: „Gott soll Dich mir geben.“ Gefällt der Bursche dem Mädchen, so lautet die Antwort: „So soll es Gott fügen.“ Nach einer Weile treten dann auch die weiblichen Angehörigen des Burschen hinzu, fassen das Mädchen von allen Seiten gut ins Auge und knüpfen ein Gespräch mit ihm an. Von diesem Augenblick an gehen Bursche und Mädchen, Arm in Arm geschlungen, zusammen herum. Was das Mädchen verlangt, kauft ihm der Bursche. Unvermeidlich ist auch die Fahrt auf dem Ringelspiel, das bei einer solchen Gelegenheit in Dorfe nicht fehlen darf. Mittags gehen dann die beiden jungen Leute zu den kleinen Holzböden, in denen in offenen Pfannen Schweinefleisch gebraten wird. Man sieht diese Buden, die den Namen Vaccilonhja führen, auch in größeren ungarischen Städten, besonders an Markttagen; ihren Namen, der die Bedeutung „Ladislavs Küche“ hat, sollen sie davon erhalten haben, daß der stark verschuldete König Vladislavs II. zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts sein Mittagessen aus einer solchen Bude bringen ließ. Vor dieser Bude nehmen die jungen Leute aus einem Keller ihre Mahlzeit ein, dann gehen sie zum Tanz. Der Bursche zeigt sich als Kavaliere, er unterhält seine Auserwählte, läßt ihr Speisen und Getränke bringen, zahlt den Zigeuner, damit er ihre Lieblingsweisen spiele und tanzt mit keiner andren, wie auch das Mädchen keinen andren Burschen ansehen darf. Vor dem Abschied unarmt dann der Bursche das Mädchen und schärft ihm ein, daß es ihm treu bleiben möge. Die Hochzeit kommt dann gewöhnlich bald zu stande. —

Humoristisches.

— Gemütlich. Fremder (erstaunt): „Warum liegt denn hier das Villard und das Klavier auf der Straße?“

Birt: „Ja, wissen S', eben haben wir den Klobenbauer 'naußgeschmissen, weil er kei' Nuah' geben hat... und da sind die Sachen so mit hinaus'kommen!“

— Abhilfe. Frau: „Mein Mann redet immer so laut im Schlafe — kann man dagegen nichts machen, Herr Doktor?“

Arzt: „Gewiß — lassen Sie ihn am Tage aussprechen, gnädige Frau!“

— Auf dem Kinderspielplatz. Dame: „Bei den Großeltern seid Ihr wohl oft zum Besuch, Kinderchen?“

Der kleine Hans: „O, sehr oft — immer, wenn Mama durchgebrannt ist!“ — (,Fliegende Blätter'.)

Notizen.

— Im Schauspielhaus geht, voraussichtlich noch in diesem Winter, Kaldajas „Sakuntala“, in der Max Möllerschen Neubearbeitung, in Scene. — In demselben Theater findet vom 27. Oktober bis 3. November das Sarah Bernhardt-Gastspiel statt. —

— Das Kleine Theater (Schall und Rauch) wird als erstes abendfüllendes Stück die tragische Komödie „Adermann“, deren Autor seinen Namen nicht nennen will, bringen. —

— Björnsons neues Schauspiel „Eine Heuchlerin“ wird im Leipziger Stadttheater am 8. Dezember (an Stelle des für diesen Tag angelegten Björnsonischen Dramas „Der König“) zu erstemal in Deutschland aufgeführt werden. —

— „Die Liebe zum Nächsten“ heißt ein neues vieraktiges Schauspiel des Norwegers Gunnar Heiberg, das an den Nationalbühnen zu Christiania und Kopenhagen zuerst gegeben werden soll. —

— Charpentiers Oper „Luise“ wird Anfang Dezember im Opernhaue gegeben werden; Emmi Destinn singt die Titelpartie. —

— Im Neuen Königlichen Operntheater (Kroll) wird noch vor Schluß der Sommer-Operetten-Saison eine Novität „Die ledige Frau“ ihre Erstaufführung erleben. Richard Haller, der Komponist der Operette, wird bei der Premiere selbst dirigieren. —

— In Venedig soll der zerstörte Glockenturm durch einen dem alten nahezu gleichen neuen ersetzt werden, dessen Bau dem Staate 2 Millionen Lire kosten wird. —

— Eine wissenschaftliche Expedition nach Rhobos wird dieser Tage von Kopenhagen abgehen. —

Druck und Verlag von Max Bading in Berlin.